

## Die letzte Tat der heimlichen Vehme.

Kaum irgend ein Land hat von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges mehr gelitten als die kleine Grafschaft Ravensberg. Spanier, Kaiserliche, Schweden und Holländer tummelten sich auf ihren gesegneten Fluren umher. Mord, Verwüstung und Plünderung bezeichneten die Spuren der Feinde. Der arme, geängstigte Landmann verließ zuletzt mutlos seine Besitzungen und floh mit der geringen, ihm übrig gebliebenen beweglichen Habe, um in der Ferne bessere Zeiten abzuwarten. Zuweilen aber auch rottete er sich, wenn die feindlichen Heerhaufen nicht allzu stark waren, zusammen. Edelleute stellten sich an die Spitze und suchten die Mordbrenner zu vertreiben. So belagerten die Ravensberger Bauern einst, unter der Anführung der Herren von Patthorst, Kerssenbroich und Mühlenburg, den Sparrenberg, auf welchem Kaiserliche sich festgesetzt hatten, um von hier aus das platte Land bequem brandschatzen zu können.

Während der Belagerung aber gelang es einem liguistisch Gesinnten zu entkommen und dem an der Weser stehenden General Tilly Nachricht zu bringen. Ehe sich nun die wütenden Landleute versahen, kam dieser über sie und nahm eine große Anzahl von ihnen gefangen. Obgleich man Tilly manche grausame Tat mit Unrecht aufbürdet, die Art und Weise, wie er den armen Bauern mitspielte, fällt ihm mit Recht zur Last. Er liess die Gefangenen schmähsch verstümmeln, dem einen die Ohren, anderen etliche Finger und vielen die Zehen abschneiden (*siehe auch „Rembert von Kerssenbroich“*). Und das Alles führten seine wilden Soldaten mit großer Freude, die Grimassen der Ravensberger mit lautem Gelächter erwidern, aus.

Aber auch die Schweden und Holländer betrugten sich wie Kannibalen. Je länger der Krieg währte, desto entmenschter wurden die Soldaten, desto stumpfsinniger der Landmann und Städter.

Zehn Jahre vor der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, hatte auf der Nordostseite von Bielefeld, an beiden Seiten des Hellweges, welcher von dieser Stadt nach Herford führt, der kaiserliche General von Behlen sein Lager aufgeschlagen. Ihr gegenüber hielt in den so genannten Wehrkämpfen von Herford der schwedische General Leslin. Über sechzigtausend Mann bekämpften sich täglich in kleinen Scharmützeln zwischen den beiden Städten, ohne dass es zu einer Hauptschlacht kam. Die arme Grafschaft verlor in diesen Monaten das Wenige noch, was ihr übrig geblieben war. Sie glich einer Wüstenei. Fast in jeder Nacht sah man in der Ebene Feuersbrünste. Dörfer und Höfe flammten empor, entzündet von den umherziehenden Schweden oder Kaiserlichen, die, wenn sie sich einander auf ihren Raubzügen begegneten, in wütenden Kämpfen sich bestritten. Viele Süddeutsche und Nordländer haben ihre Heimat nie wiedergesehen. Ihre Leichen rasten in den Schluchten und Sieken des Ravensberger Landes, an den Geländen des Hellweges zwischen Bielefeld und Herford.

Die beiden Städte, welche wir zuletzt nannten, kamen verhältnismäßig glimpflicher weg als das platte Land. Ihre Festungswerke schützten sie vor kleineren Haufen herumziehender Feinde und mit größeren Heeren suchten sie also bald Verträge einzugehen, die ihnen zwar oft viel Geld kosteten, aber sie vor Gewalttätigkeit und Plünderung schützten. Nur einmal weigerten sich die Bielefelder, einer großen holländischen Armee unter Otto von Gent die Tore zu öffnen. Der feindliche General gebrauchte eine List. Er hatte gehört, dass in der Stadt Markttag war. Vor dem Sieker-, Obern- und Niederntor standen eine Anzahl Bauernfrauen mit ihren Eiern und Butter, Einlass begehrend. Rasch liess Otto von Gent einige Dutzend seiner Holländer in Frauentracht stecken und schickte sie, mit Körben versehen an die Tore, wo man sie, da die Stadt der Nahrungsmittel bedurfte, arglos und freundliche empfing.

Nachdem die Soldaten ihre Sachen verkauft hatten, zogen sie wieder ab, sperrten aber das Niederntor, das nur schwach besetzt war und ließen die in den benachbarten Gehölzen und Büschen versteckten Kameraden herein. Otto von Gent wurde auf diese Weise Herr der Stadt, musste aber vor dem heranrückenden General Tilly nach wenigen Wochen dieselbe räumen.

Wenden wir uns jetzt wieder zu unserer Erzählung zurück. Im August des Jahres 1647 schritten aus dem Niederntor der Stadt Bielefeld zwei Männer. Sie wandten sich nach dem Hellwege hin, welcher nach Herford führte. Rechts und links von der breiten Straße, die von den Rädern schwerer Geschütze tief ausgefahren war, lagen die verödeten Häuser der sogenannten Pfahlbürger. Auf der nahen Anhöhe, über welche der Weg führte, stand eine Windmühle, ein trauriges Bild der Zerstörung. Und weiterhin wurden die Wälle und Gräben sichtbar, die zehn Jahre früher der kaiserliche General von Behlen zur Befestigung seines Lagers auf der Schildescher Heide hatte aufschlagen lassen.

„Es ist ein verwünscht hochmütiges Pack, das Bürgervolk!“ sagte der eine der Wanderer zu seinem Begleiter.

„Habt Ihr schon gehört, Junker Erich,“ entgegnete der Zweite, der kein anderer als der Herr von Köckeritz war, „dass der Bürgermeister von Herford einen Preis von tausend Thalern auf Euren Kopf gesetzt hat? Ich rate Euch, bleibt in Bielefeld, wagt Euch nicht in das aufrührerische Nest.“ „Ich sage Euch,“ erwiderte der von Schötmar, „saß ich mein Unheil allein dem Brakemeyer und dem Mädels des Bürgermeisters verdanke.“ „Wie meint Ihr das?“ fragte der Herr von Köckeritz. „Nun ja,“ antwortete der Junker Erich, „ich hatte die Elsbeth gern, und es ist, wie Ihr erfahren habt, ein Blitzmädels. Da ich noch überlegte, wie ich ihm, dem Bürgerkinde, etwas näher treten könnte ohne meinem Stande zu schaden, denkt Euch, was mir da passierte. Ich sehe eines Tages den jungen Brakemeyer, den stolzen Bauernlummel, mit der Elsbeth auf einer Werrewiese stehen und dann beide Hand in Hand umher schlendern. Und ich hätte mir bei diesem Anblick die Zunge abbeißen können vor Ärger und Zorn.“

„Hölle und Teufel!“ rief der Junker von Köckeritz aus und ballte krampfhaft seine Faust.

„Hört nun weiter, Kamerad,“ sagte der von Schötmar. „Ich beschloss, dem Mädels in förmlicher Weise den Hof zu machen und den Bauern auszustecken. Machte ihr auch, bei Gelegenheit des vorjährigen Schützenfestes meine Anträge und --- wurde abgewiesen. Kurz darauf sah ich sie an dem Arme des jungen Brakemeyer, der, wie ich hörte, den Papageien herunter geschossen hatte und König geworden war, durch die Straßen von Herford ziehen, seinen Ohm, den ich neulich kalt stellte, an seiner Seite. Der Bürgermeister, welcher früher gegen eine Heirat seiner Elsbeth mit dem reichen Bauernsohn gewesen war, war fortan einverstanden. Und somit hat der Brakemeyer sich mit dem Papageien eine hübsche Braut erschossen.“

Die beiden Junker schritten nach dieser Unterredung weiter. Die Gegend rechts und links von dem Hellwege wurde wilder und wilder. Hohe Eichen und dichtes Gebüsch drängten sich bis dicht an die Böschung der Straße heran.

„Was habt Ihr vor, Junker?“ fragte nach einer längeren Pause der Köckeritz den Schötmar, indem er aufs Neue stehen blieb. „Das will ich Euch sagen,“ antwortete dieser und dabei funkelten seine Augen in unheimlicher Weise. „Ehe ich zugebe, dass Elsbeth das Weib des Bauernburschen wird, eher sende ich ihn seinem Ohm nach. Der Brakemeyer muss sterben, so wahr ich Schötmar heiße.“

„Nehmt Euch in Acht, Junker,“ entgegnete der Offizier, „wie ich höre, ist der Alte echt brandenburgisch und Ihr macht Euch dadurch den Drost auf der Sparrenburg zum Feinde. Nur die Feindschaft mit Herford verleiht Euch seinen Schutz. Dieser wird Euch entzogen, sobald Ihr an treue Untertanen Euch vergreift.“ „Der Brakemeyer soll fallen,“ knirschte Erich von Schötmar trotzig heraus. „Sein stolzer Hof ist mir ein Dorn im Auge, diese Nacht noch lass ich den roten Hahn aus ihm emporsteigen und mache den Alten zum Bettler.“

In diesem Augenblicke, gerade als der von Köckeritz sich halb entsetzt von dem Sprecher abwandte, erhob sich hinter dem nächsten Erlengebüsch eine vermummte Gestalt. Rasch trat sie an die beiden Männer heran, lüftete die Larve des Gesichts ein wenig, also, dass zwei dunkle, unheimlich blitzende Augen hervor traten.

„Was wollt Ihr, wer seid Ihr?“ fragte Erich von Schötmar, den Fremden erstarrt anblickend, während der Offizier an seinen Degen griff.

„Ich bin ein Abgesandter der heimlichen Vehme,“ entgegnete der Vermummte, „und habe Deine mordbrennerischen und blutigen Gedanken, oh Junker, vernommen. Meine Botschaft gilt Dir. Sie kommt zur rechten Zeit, um Dir für immer den Weg zu bösen Taten zu verlegen.“

„Die heimliche Vehme,“ sagte der Junker, sich gewaltsam dem Schrecken, der ihm in die Glieder gefahren war, entreißend, in einem Tone, der spöttisch klingen sollte, aber ihm nicht gelang, denn seine Stimme zitterte.

Der Herr von Köckeritz hatte inzwischen seine Waffe gezogen und sagte drohend: „Die Zeiten des heimlichen Gerichts sind vorüber; seit mein Herr, der Churfürst von Brandenburg, dies Land in Besitz genommen hat, hat nur er Recht zu sprechen.“

„Ihr irrt Euch, Junker,“ antwortete der Rächer fest und zuversichtlich. „Friedrich Wilhelm hat unser Ansehen in diesen unglücklichen Ländern durch ein Geheimschreiben wieder hergestellt, und unsere Privilegien bestätigt, da er sich außer Stande sieht, in diesen entfernten Provinzen Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.“

„Gebt mir Euren Verfehmungsbrief,“ sagte der Junker von Köckeritz. „Hier ist er,“ entgegnete der Botschafter der heimlichen Vehme und reichte ein Schreiben dar, welches der Offizier annahm und las.

Diesen Augenblick, in welchem der Rächer den Verfehmten außer Acht gelassen zu haben schien, nahm der letztere wahr. Er sah ein, dass er nunmehr ausgespielt hatte, und nur eine entschlossene Tat ihn noch retten konnte, da auch sein Kamerad sich nicht mehr geneigt zeigte, für ihn einzutreten. Wie eine Schlange umschlich er den Vermummten. Hinterrücks warf er sich auf ihn, den gefährlichen Dolch zückend.

Doch Erich von Schötmar hatte sich geirrt, wenn er glaubte, sein Bubenstreich könne ihm nicht fehlen. Rasch wie ein Blitz wandte sich der Rächer gegen ihn, fing den verderblichen Dolchstoß mit seiner dichten Vermummung auf, und schleuderte den Junker zu Boden. Ehe ihn Köckeritz, dem erschrocken das Verfehmunngsschreiben aus den Händen gefallen war, daran verhindern konnte, hatte der Bote seinen Auftrag an Erich von Schötmar vollzogen. Der jugendliche Verbrecher zuckte noch einmal unter der kräftigen Hand des unheimlichen Gesandten auf, stöhnte tief und dann floh sein Leben dahin.

Der Rächer liess jetzt die Kapuze wieder über sein Antlitz fallen, deutete, sich gegen den Offizier wendend, mit der Hand auf sein Opfer und sprach mit fester Stimme: „Möge es Jedem so geschehen, der das Leben seiner Mitmenschen missachtet, der die Gebote des Christentums mit Füßen tritt!“

Der Junker von Köckeritz war wie erstarrte. Der Vehmbote aber hob den zur Erde gefallenen Brief auf, winkte wie zu Gruße mit der Hand, und schritt rasch dem nahen Gebüsch zu, hinter welchem er verschwand, er, der letzte Ausführer der Botschaft des heimlichen Gerichts auf westfälischer Erde. Der Offizier bückte sich zu seinem Kameraden herab. Er war tot. Des Junkers Antlitz zeigte sich verzerrt und grässlich entstellt. Aus den blauen Totenzügen sprach noch der wilde, leidenschaftliche Charakter des jungen Mannes. In seiner Brust aber saß der Dolch der Vehme. Köckeritz warf den Mantel des Toten über dessen widerliches Gesicht und beeilte sich dann, den Ort des Schreckens zu verlassen. Nach einer halben Stunde hatte er Bielefeld wieder erreicht. Er berichtete der Niederntorwache was geschehen war, und forderte sie auf, etliche hinzusenden, damit sie den Leichnam des Getöteten holten und auf dem Friedhof der Stadt begruben. Er selbst aber schritt der Burg zu, um seinem Kommandanten das Geschehene zu melden.



Ferdinand III.  
1637 bis 1657 römisch-deutscher Kaiser